

In: Becker, Horst Dieter/Domres, Bernd/von Finck, Diana (Hgg.): Katastrophe - Trauma oder Erneuerung? Tübingen: Attempto 2001:183-217

## **Nach der Katastrophe: Von Opfern, Helfern, Gaffern und anderen Gut- und Schlechtmenschen**

Wolf R. Dombrowsky

KFS, Katastrophenforschungsstelle, Christian-Albrechts-Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel (wdombro@soziologie.uni-kiel.de)

### Bilder, Mythen und Vorstellungen

*Nach der Katastrophe.* Uns allen sind Bilder geläufig, die dieses *Danach* zum Ausdruck bringen. Schließen wir die Augen, sähen wir sie vor uns - individuelle und kollektive Erinnerungen, Fotoalben des Leidens, des Schmerzes, der Trauer und des Verlustes. Manche dieser Bilder sind Symbole geworden, hinter denen die realen Ereignisse unauslöschlich präsent bleiben. Sie bezeugen, dass von einer Sekunde zur anderen alles ganz anders sein kann.

Öffnen wir diesen Bildern Seele und Herz, koppeln wir gar unsere mitfühlende Phantasie an die Schicksale dahinter, so spüren wir, was solche Einschläge anzurichten vermögen. Aus Bildern wird Mitgefühl und alsbald innerer Aufruhr. So unantastbar ist keines Leben, auch dann nicht, wenn vieles noch nicht erfahren und manches erspart geblieben ist. Krieg und Vertreibung liegen mehr als fünfzig Jahre hinter uns, vergleichbare Barbareien und Plagen sind fern, Unfälle und Katastrophen, im internationalen Vergleich, eher rar. Gleichwohl, mit zunehmendem Alter wissen wir, wie brüchig unsere Sicherheiten und wie dünn die Decke der Zivilisation tatsächlich sind. Von einer Sekunde zur anderen kann alles ganz anders sein...

*Dieser Gedanke ist der Aufruhr.* Mit ihm läßt sich nicht dauerhaft leben. Vielleicht reagieren wir deshalb so, wie wir auf unseren Autobahnen fahren: Wie Unsterbliche in reißenendem Strom, übermotorisierte Biomechanide mit stierem Sinn aufs Ziel und verengtem Blick auf alles Entschleunigende. Warum aber bremsen wir dann bis zum Stau, wenn es zwischen anderen gekracht hat? Aus Schaulust, aus Neugier? Viel eher wohl, weil uns genau die Sekunde, die anderen alles ganz anders macht, zu Bewußtsein schießt und uns wissen läßt, dass es genauso gut *unsere* Sekunde hätte sein können. Wir bremsen nicht aus Schaulust und Neugier bis zum Stau herunter, sondern weil wir für den Bruchteil einer Sekunde wahrnehmen, *dass und wie* wir die jährliche Unfallstatistik *sind*. - Gott sei Dank, Glück gehabt, tief durchgeatmet, an Frau und Kinder gedacht. Ja, man sollte etwas vorsichtiger fahren... - Derweil beschleunigt die Schlange, vibrieren die Pferdestärken, voraus das Ziel, die nächsten Termine, die knappe Zeit. Eingesogen in den Fluss funktionaler Geschäftigkeit gibt jeder Einzelne Gas und versinkt von neuem im anonymen Strom.

Hielten wir es *anders* aus? Könnten wir im Bewußtsein leben, lieben, lachen -, dass von einer Sekunde zur anderen für jeden von uns alles ganz anders sein kann? So gestellt ist die Frage rhetorisch, ihre Beantwortung aber keineswegs trivial. Viele halten den Mechanismus für Verdrängung, doch was heißt das schon? Dass wir die

Zerbrechlichkeit unserer Existenz beständig ins Unbewußte abschieben und bis zur Pathologie so tun, als wäre dieses plötzliche ganz Andere für uns ausgeschlossen? Wo bleibt dann aber das Verdrängte? Wirkt es, wie die Psychoanalyse unterstellt, im Untergrund, als Potential für Fehlleistungen? Wo und wie entladen sich dann die Fehlleistungen? Sind sie womöglich die Unfälle und Katastrophen - sozusagen das psycho-logische Ergebnis ihrer Verdrängung?

Nun argumentiere ich als Katastrophenforscher, nicht als Psychologe. Mancher Versuch, Gefährliches und Bedrohliches nicht wahrnehmen zu wollen, mag in der Tat dem von Freud entwickelten Konzept des Verdrängens entsprechen. Unsere empirischen Untersuchungen zeigen jedoch komplexere Bearbeitungs- und Interaktionsformen - und zudem manch' Überraschendes. Davon sei berichtet. Womöglich gelingt danach eine andere Interpretation und eine neue Bewertung des scheinbar so Eindeutigen und Selbstverständlichen, vielleicht auch des sogenannten Verdrängten.

Es geht aber nicht allein um die empirischen Ergebnisse der Katastrophenforschung, sondern auch um eine wissenschaftliche Leidenschaft, um die Mythenjagd. Sie ist mehr als ein Relikt im Kampf um Licht (Boore 1973), wie es sich die Wissenschaft seit der Aufklärung gegen Religion, Magie, Mystik und Metaphysik auf's Panier geschrieben hatte; sie ist noch immer lebendige Triebkraft gegen die fortwährenden Remythologisierungskapriolen, die uns die Dialektik der Aufklärung schnippisch schlägt (Horkheimer/Adorno 1988). Gerade Katastrophen sind von Mythen umrankt, manchmal ausschließlich Mythos (Quarantelli/Dynes 1973). Glaubt man den Schöpfungsmythen, so erheben sich die meisten Völker aus Katastrophen, aus einem Ur-Chaos oder aus Gestirnen-Tumulten (Cohn 1997). Dies gilt selbst für unsere eigene Moderne: Wir nennen es „Urknall“ und meinen, mit dieser selbstgezündeten Erstexplosion die Schöpfung naturwissenschaftlich erklärt zu haben. Gleichwohl vermögen auch wir uns nicht aus einer Denkordnung zu lösen, die ebenso magisch wie mystisch geblieben ist. Offensichtlich braucht der Mensch Anfang und Ende und die fortwährende Bannung des Chaos (Elias 1987). So setzen Zeit und Licht Chaos und Unordnung ein Ende um dereinst, nach turbulentem, Heil und Unheil bringendem Geschick abermals im Staub zu enden. In 500 Millionen Jahren soll die Sonne kollabieren und unseren Planeten mit sich in den Orkus reißen. Auch dies erinnert an die Mythen der Völker, die allesamt auf ihren Wegen durch Katastrophen geprüft, gestraft und geläutert wurden und ein letztes, finales Verderbnis erwarteten, bevor sie in goldene Zeitalter, ewige Jagdgründe und paradiesische Zustände überwechseln durften. Wohin wechseln wir? Vielleicht hinüber zur schönen neuen, intergalaktischen Welt...

Auch in die Gegenrichtung ist zu jagen und Jagdbares genug: Mancher Mythos erweist sich im Kern als Faktum, nur ließ ihn unser eigener Wissenschaftsmythos zu denken nicht zu. Die Sintflut könnte die Überschwemmung des Schwarzmeer-Beckens vor rund 7500 Jahren gewesen sein, inzwischen nachgewiesene Asteroideneinschläge haben die Entwicklung unseres Planeten in neue Richtungen gelenkt (z.B. der „Yukatan“-Asteroid vor 65 Mio. Jahren) und auch die sagenumwobenen Städte Atlantis und Vineta könnten existiert haben. Immer mehr spricht dafür, dass Katastrophen Menschheitstraumen schlugen statt Ausgeburten vergangener Phantasien gewesen zu sein. Die Angst also, das Leben von Katastrophen durchkreuzt zu bekommen, begleitet den Menschen von Anbeginn; zugleich aber auch die

Gewissheit, sie überstehen zu können. Tatsächlich wird unser alltäglicher Optimismus des: „... wird schon gut gehen!“ vom Überlebenserfolg der Gattung bestätigt.

Eigenartigerweise spiegeln die Mythen des Katastrophalen diesen Überlebenserfolg nicht wider. Folgte man ihnen im Ernstfall, man käme so ganz zu Schaden. Vor allem Katastrophenfilme und Massenmedien bedienen sich dieser modernen Mythen am eindrucklichsten. Dort vergeht kein Ernstfall ohne Angst und Panik, ohne untätige, feige Gestalten, ohne kopflos fliehende Massen, ohne rücksichtslose und egoistische Einzelne, die die Sitten verderben, ohne Herrschsucht, Wichtigtuerei, Niedertracht und Heimtücke. All dem steht der Held gegenüber, der weiße Ritter, der selbstlos hilft und warnt und bis zur Erschöpfung dem Unheil die Stirn bietet. Den guten Inszenierungen merkt man die menscheitsalte Dramaturgie der Dichotomisierung nur mählich an. Die Scheidung nach Gut und Böse, Schön und Häßlich, Richtig und Falsch verstrickt in eigene Emotionen und ebnet den Weg zu Identifikation und Projektion. Wem fühlt man sich nahe? Was täte man selbst? Täte man es so wie jene, denen man sich nahe fühlt? Hier entspringt das Übel falschen Denkens und Erwartens: Mangels eigener, realer Erfahrungen füllen Filme wie mediale Darstellungen die Rüstkammern unseres Vorstellungsvermögens. Aus ihnen bedienen wir uns, wenn wir selbst in ernste Situationen geraten. Was anderes steht auch zur Verfügung?

Am entferntesten von aller Realität sind die Weibsbilder. Kaum ein Katastrophenfilm kommt ohne die Trias aus Schlampen, Dummchen und Heiligen aus, Abziehbilder von Frauen mithin, die entweder nur das eine oder gar nichts im Kopf haben, oder so gut sind, dass sie selbst dem Helden unnahbar bleiben bis zur finalen Vermählung. Manche Heilige sind so heilig, dass sie sich auch die Lust am Happy End verkneifen, wie weiland Zara (Leander), die Verzichtsmutti des Reichs, die für Führer und Vaterland individuelles Glück stets, wenn auch unter Tränen, hintan stellte. Die Schlampen dagegen kommen zumeist um, sozusagen als gerechte Strafe für ihren Mangel an Verzicht und Läuterung, während die Dummchen entweder Kreischvieh bleiben (sie schreien fortwährend hysterisch) oder durch schwere Schicksalsschläge geläutert in den Vorhof der Heiligen aufrücken und dort geziehmlich unter deren Oberaufsicht werkeln dürfen (so in Earthquake, USA 1974, Regie Mark Robson mit Charlton Heston, Ava Gardner, Lorne Greene u.a.).

Bei den Männern gibt es zumeist fünf Kategorien: Helden, Arbeitsbienen, Drohnen, Versager und Bösewichte. Die Helden sind klar, tatkräftig, entschlußfreudig, einfallsreich, stark und ausdauernd, gerecht, selbstlos, unbestechlich und zudem attraktiv. Sie sind trinkfest und cool, sie rauchen wie die Schlote und sie lieben ihren Job, Autos und Technik mehr als ihre Frau. Das zeigen sie natürlich nicht, doch ergreifen sie jede Gelegenheit, um sich davon zu machen für Wichtigeres. Frauen sind ihnen letztlich Staffage, zumindest nachdem sie sich erobern ließen. Dabei aber und immer sonst sind sie die Ersten und Schlauesten, die Alpha-Tiere, Leitwölfe. Alles hört auf ihr Kommando und wenn nicht, gibt's was auf die Mütze. Ihnen ordnen sich die Arbeitsbienen, die fleißigen MüllerMeierSchulze, willig unter. Die Dienstklasse schwitzt und schuftet, sie lebt, wie auf der Titanic, in der dritten Klasse, hat dafür aber das Herz auf dem rechten Fleck und die Hände am Puls des Lebens. Interessant sind die Drohnen, jene Müßiggänger und Faulpelze, denen man nicht ansieht, was die Katastrophe aus ihnen hervor treibt. In Wahrheit nichts als Mythos. Ganz wie beim Zaubern kommt aus dem Zylinder auch nur jenes Kaninchen, das vorher hinein bugsirt wurde. Dennoch ist gerade dieser Mythos überaus

beliebt. Er erhält und nährt die Illusion, dass in jedem ungeahnte und unbekanntere Fähigkeiten schlummern, die sich, schwupps, in der größten Not ganz von selbst zum Rettenden entfalten. Dann landet Michel Müller den Jumbo, entschärft Schulze die Bombe, hackt sich Meier in den Militärcomputer und verhindert das atomare Armageddon.

Die Versager personifizieren den eigentümlichsten Typus. Sie sind für die Dramaturgie unentbehrlich, denn sie treiben die Handlung im wahrsten Sinne zur Katastrophe, zugleich aber entzünden sie dadurch beim Zuschauer Abneigung und Aggression. Manche Versager erscheinen als gutmütige Trottel, die hinten umreißen, was sie vorn aufbauen, anderen klebt buchstäblich Pech an den Händen, ihnen geht, getreu nach Murphy's Law, schief, was schief gehen kann und schließlich finden sich die willentlichen Versager, die trotz besseren Wissens dem Absehbaren seinen Lauf lassen, selbst wenn sie es ändern oder davor warnen könnten. So wird, wie in „Earthquake“, der Riß im Staudamm, oder wie in „The Last Voyage“, USA 1959, Regie Andrew L. Stone, der Brand im Maschinenraum nicht ernst genommen.

Die Übergänge vom willentlichen Versager zum Bösewicht sind beinahe fließend, nur die Motivlagen unterscheiden sich. Die Bösewichte der Katastrophenfilme handeln aus Neid, Habgier, Eifersucht, also niederen Motiven gepaart mit krimineller Energie. In „Earthquake“ ist es der Bauunternehmer, der sich an mangelhaften Sicherheitseinrichtungen bereicherte; in „Jurassic Park“, USA 1993, Regie Steven Spielberg, legt der Computerexperte Nedry das Sicherheitssystem lahm, um Dino-Embryos stehlen zu können.

Selbstverständlich findet man diese oder ähnliche Typen auch im wirklichen Leben. So manche Katastrophe wäre ohne auslösende Bösewichte gar nicht eingetreten. Insbesondere das „Jurassic-Motiv“ findet sich öfter als angenommen. Das willentliche Ausschalten oder Umgehen von Sicherheitseinrichtungen, das zumindest Umwelt- und Gesundheitsschäden bewirkt und manchmal große Katastrophen, stand für Bhopal ebenso Pate wie für Minamata, Japan, wo ein Chemie-Unternehmen Quecksilberrückstände vollkommen ungeklärt ins Meer einleitete. Doch muß man nicht bis ins Ausland gehen. Vergleichbare Clinche aus Profitsucht, Aufsichtsmangel, Verschleierung und Verharmlosung finden sich auch im eigenen Hause, z.B. 1988 in Marktrewitz, Bayern (vgl. Spiegel Nr. 48 vom 28.11.1988:81-88), oder im Zuge vielfältiger Giftmüllskandale (vgl. Auflistung der Süddt. Zeitung Nr. 89 vom 18.04.1997:33 sowie Die Zeit Nr. 47 vom 13.11.1992:17). Problematischer aber sind die von „Versagern“ nicht willentlich ausgelösten Ereignisse. In der modernen Chemischen Industrie werden Unfälle und Katastrophen weniger „chemie-typisch“ bewirkt, als viel mehr durch Schlamperei, Unaufmerksamkeit, Wurstigkeit, Verhaltensfehler und Kenntnismängel. Zunehmend wird aus sogenanntem „menschlichen Versagen“ ein indirekt absichtsvolles „Sich-Versagen“ im Sinne einer unterflorigen Verweigerung. Redewendungen wie: „Das ist doch nicht mein Problem“, „... nich´ mein Ding“, „das geht mir voll am Arsch vorbei“, drücken die um sich greifende Verantwortungsverweigerung aus. Wenn heute jemandem etwas herunter fällt, bückt sich niemand mehr; wenn eine Bananenschale auf dem Weg liegt, entfernt sie niemand. Wer stürzt, hat selber Schuld...

Tatsächlich aber ist die Vermeidung von Unfall und Katastrophe ohne die verantwortungsvolle Bezugnahme auf den Nächsten nicht möglich. Das Prinzip ist jedem geläufig. Man schaue nur einmal auf einen belebten Platz oder das Verkehrsgewusel

in einer Großstadt. Passanten wie Fahrzeugführer nehmen fortwährend Bezug zueinander. Dass im Getümmel vor dem Bahnhof oder im Kaufhaus nicht fortwährend Menschen und im Verkehr Fahrzeuge aufeinander prallen, folgt aus dieser Bezugnahme, ihrer Kommunikation und der dadurch bewirkten Korrektur. Blitzschnell signalisieren Blicke oder Maßnahmen die Absichten. Visualisierte man die Bewegungen der Passanten auf einem Platz, so ergäben sich für niemanden Geraden von A nach B, sondern chaotisch anmutende Zickzack-Kurse, fortwährende Kurskorrekturen zur Kollisionsvermeidung. Gleiches gilt im Verkehr. Auch dort werden durch fortwährende Korrekturen täglich weit mehr Kollisionen vermieden als tatsächlich eintreten. Dasselbe gilt auch und vor allem für die Arbeitswelt, trotz aller Klage über Mobbing und Konkurrenzgehebe. Die Kolleginnen und Kollegen vermeiden durch ihre Geistesgegenwart und ihr beherztes Eingreifen weit mehr Unfälle und Katastrophen als passieren. Wer sich davon ausnimmt, gilt als Kameradenschwein. Dort aber, wo die persönliche Bezugnahme, also die soziale Kontrolle geringer wird oder ausbleibt, fehlt die Sanktion, kann Bezugnahme unterbleiben: Nach mir die Sintflut...

### Die Wirklichkeit hinter den Mythen

Dies alles dramatisieren Katastrophenfilme und Katastrophenberichte recht handfest. Darin sind sie Pädagogikum und mehr noch Emotionalisierungsorgane. Sie inszenieren die Motive „guter“ und „schlechter“ Menschen und erzeugen moralische Gefühle, aber sie erklären nur selten die Hintergründe „richtigen“ und „falschen“ Handelns. Wie sich Menschen in Katastrophen wirklich verhalten und warum, wird weltweit seit Jahrzehnten erforscht. Wir wissen inzwischen sehr viel darüber und es unterscheidet sich radikal von dem, was um der großen Gefühle willen medial inszeniert wird. Dies gilt insbesondere für die Bebilderung entfernter Katastrophen. Sie sollen ja nahe gebracht werden und nahe gehen, Mitgefühl und Besinnung bewirken, nicht zuletzt auch Spendenbereitschaft. Dafür hat sich eine regelrechte Ikonographie der populären, massenmedialen Katastrophen-Inszenierung entwickelt. Sie hat längst Ereignisse mit Symbol-Bildern verschmolzen. Zum Erdbeben „gehören“ dann die aus den Trümmern krampfende Hand, die stehen gebliebene Uhr, die verzweifelt grabenden Menschen, die Geröllhalden und die Suchhunde; zur Dürre „gehören“ verendete Tiere und ausgemergelte Menschen, vor allem Kinder, weil sie besonders rühren. Die professionellen Kampagnen-Manager der helfenden Organisationen wissen diese Klaviatur virtuos zu spielen. Was aus den Hilfen wird, ob sie dauerhaft bewirken, was sich Spender und Helfende wünschen, erfährt man nur selten. Womöglich auch, weil die Zusammenhänge so kompliziert und die Wirkungsketten so lang sind. Doch auch hier verfügen wir über fundiertes internationales Wissen. Es wurde nicht zuletzt durch die von den Vereinten Nationen initiierte „International Decade for Natural Disaster Reduction 1990-1999“ (IDNDR) zusammengeführt. So wissen wir, dass die Katastrophenanfälligkeit weit weniger von natürlichen Bedingungen abhängt, als vielmehr von der Besiedelung, der Bodennutzung, der Bewirtschaftung, der Bevölkerungsdichte, den Besitzverhältnissen, dem Bildungsstand, der Infrastruktur und der ökonomischen wie technischen Entwicklung. Armut und Dummheit sind noch immer die größten Katastrophen; beide sind durch und durch „man-made“.

Der Vorwurf der Dummheit ärgert besonders; eine Kränkung, die vor allem die männlichen Egos am wenigsten vertragen. Dabei führen Männer Kriege, unterdrü-

cken, beuten aus, vergewaltigen und destruieren. Auch hier hat die Katastrophenforschung befremdende (aber eben doch empirisch begründete) Erkenntnisse gewinnen lassen: Bei Katastrophen erhalten beinahe ausschließlich die Frauen das gemeinschaftliche Leben. Sie kümmern sich um die Reorganisation des Alltagslebens, sie besorgen die Güter des täglichen Bedarfs, sie stellen Kontakte her, zu Behörden, Organisationen, Institutionen. Unter extremsten Bedingungen prostituieren sie sich sogar, um die Familie am Leben erhalten zu können.

Das Verhalten der Männer variiert deutlich, sowohl interkulturell als auch intrakulturell: In Industriegesellschaften verhalten sie sich durchaus „modern“ im Sinne rationaler, erwerbsmäßiger Lebensführung. Sie beseitigen die Schäden, sie reparieren und rekonstruieren, kurz: sie stellen den Gesellschaftsapparat wieder her. Deutlich obwalten dabei die vom Katastrophenfilm bis zur Karikatur überzeichneten Antriebe hin zum technikverliebten Heldentum. Wann immer sich die Alternative zum Einsatz einer größeren, komplizierteren, schwierigeren Maßnahme bietet, sind die Helden Feuer und Flamme. Deshalb auch sind Feuerwehr und Technisches Hilfswerk das Eldorado technizistischer Männerbündelei. Dies findet sich in anderen Kulturen weit weniger; teils aufgrund materiellen Mangels, teils aber auch aufgrund anderer kultureller Orientierungen. So findet man vor allem bei Männern der nordamerikanischen Unterschicht während und nach Katastrophen ein extremes Rückzugs- und Suchtverhalten. Nicht bestätigen konnte die Katastrophenforschung dagegen, dass sich in muslimischen Gesellschaften die Männer aus religiösen Gründen aller weltlich-profanen Reaktivität enthielten. So weit geht keinem das „Kismet“ als dass er nicht entschieden anpackte, um zu retten, was sich retten läßt. Gleichwohl gibt es deutliche Unterschiede in Wahrnehmen, Handeln und Fühlen. Schmerzempfinden, Trauer und Leiden sind durch und durch kulturelle Überformungen basaler menschlicher Emotionen; entsprechend unterschiedlich werden sie ausgedrückt und ausagiert. Vielleicht aber sind wir westlich zivilisierten Menschen auch nur zu vergesslich und zu ungeduldig. Es ist noch nicht lange her, dass auch bei uns das „Trauerjahr“ eisern eingehalten und nach Außen durch Schwarz und Trauerflor signalisiert wurde und es gab auch hier einmal „Klageweiber“, die, wie in mediterranen Ländern noch heute üblich, laut und öffentlich den Tod beklagen und die Hinterbliebenen trösteten.

Nach der Katastrophe, das ist, zumindest in den industrialisierten Ländern, vor allem Unbeholfenheit. Kaum jemand weiß noch, wie man mit Toten, Verletzten, Hinterbliebenen, Leidenden umgehen, was man sagen und was man machen soll. Ängste (z.B. vor Leichengift), Ekel (z.B. vor Blut, Speichel oder Erbrochenem) und schiere Unwissenheit (z.B. ob man einem verunfallten Motorradfahrer den Helm abnehmen darf) lassen die Kluft zwischen medial vermitteltem Heldentum und realen Bedingungen im Ereignisfall unüberwindlich erscheinen. Darin liegt der Grund für eine weitere Ausdifferenzierung des semi- und -professionellen Hilfesystems. Neue Spezialisten füllen den Bedarf nach emotionaler und seelischer Überbrückung. Sterbebegleitung, Krisen-Interventionsdienste und Betreuung bei plötzlichem Kindes- und Unfalltod deuten die Entwicklung wie auch ihre Unumkehrbarkeit an.

Nach der Katastrophe, das ist deshalb zuvörderst Reorganisation, nach Innen wie nach Aussen, ein Reorientieren in teils dramatisch veränderte Verhältnisse. Nichts anderes kann unter solchen Bedingungen Zukunft sein als die Gestaltung des Gegenwärtigen mit dem Verfügbaren. Worüber aber können die Betroffenen verfügen? Materiell über das Übriggebliebene und das von außen Hinzukommende, vor

allem Hilfsgüter, Spenden und andere Leistungen (z.B. Versicherungen, staatliche Hilfen, Nachbarschaftshilfe u.ä.); sodann über sich selbst, also ihren Willen und ihre Kraft, die Notlage zu überwinden. Darin eingeschlossen sind Fertigkeiten, Wissen, Kenntnisse, ebenso Haltungen und Einstellungen - und schließlich auch ideelle Potentiale einschließlich falscher Vorstellungen und irriger Erwartungen.

Welche Resultate sich im Ereignisfall aus den beteiligten Wirkkräften ergibt, ist nicht absehbar. Nur theoretisch ließe sich eine vollkommen gläserne Gesellschaft mit gläsernen Akteuren denken und daraus ein Interaktionsmodell ableiten, in dem sich Entscheiden und Handeln aus den Summen und Differenzen aller beteiligten Wirkkräfte errechnet. Praktisch ist dies gegenwärtig noch nicht möglich, ganz abgesehen von den ethischen Bedenken einer solch´ Orwell´schen Transparenz. Dennoch birgt das Gedankenmodell die grundlegenden Schwierigkeiten sozialwissenschaftlicher Forschung mit ihrem „Gegenstand“: Gesellschaft lebt, sie wandelt sich, oftmals schneller, als die Untersuchung dauert, oftmals in bewußter Reaktion auf das Erforscht-Werden. Dies gilt insbesondere für die Rapidität und Radikalität von Extremsituationen. Katastrophen können nur ganz selten vom Moment ihres Ausbruchs an untersucht werden. Es bedürfte hinreichend langer Vorwarnzeiten und einer genauen Lokalisierung, um rechtzeitig vor Ort sein zu können. Bei manchen Vulkanausbrüchen ist dies gelungen, bei vergleichsweise langsam verlaufenden Ereignissen wie z.B. extremen Niederschlagsereignissen ebenfalls. Dabei zeigt sich, dass Entscheiden und Handeln tatsächlich eine Resultate ist, eine aus höchst widerstreitenden, sich hemmenden, verzögernden, beschleunigenden und unterstützenden Effekten zusammengesetzte Wirkkraft, in der Inneres wie Äußeres verschmilzt. So trieben die beiden Schneekatastrophen, die 1978/79 in Norddeutschland im Abstand von vier Wochen aufeinander folgten, ganz unterschiedliche Reaktionen hervor. Während der ersten Schneefälle häuften sich die Beschwerden über die kommunalen Reinigungs- und Räumdienste. Die Eingeschnitten betonten ihren Anspruch auf diese Dienste. Im Vordergrund stand eine Anspruchshaltung und eine gewisse rechenhafte Einstellung, die eine andere, der Lage gerechtere Beurteilung nicht ermöglichte. Während der zweiten Schneekatastrophe fehlte diese Anspruchshaltung völlig. Die Eingeschnitten beurteilten ihre eigene Lage von Anbeginn zutreffend, ohne jedoch gleichartige Schlüsse zu ziehen. Je nach Persönlichkeit, Einstellung, sozialen Beziehungen und Engagement organisierten sich die einen zum gemeinsamen Schneeräumen und zu gegenseitiger Hilfe, während sich andere isolierten, das Gebiet verließen oder anderen Dritte zu Leistungen zu bewegen suchten.

Sehr allgemein kann man daher sagen, dass Menschen mit hoher Moral und positiver Lebenseinstellung die besten Überlebenschancen haben. Ebenso vonnöten sind gute Gesundheit (allgemeine Fitness und Immunabwehr) und geeignete Grundkenntnisse, beispielsweise über Erste Hilfe, über Gefährdungspotentiale und Selbsthilfemaßnahmen. Nichts davon vermag jedoch die notwendige positive Rückkopplung mit den äußeren Bedingungen zu ersetzen. So ist in den USA das Risiko junger Schwarzer besonders hoch, durch Gewalt schwer verletzt zu werden oder umzukommen. Polizei und Feuerwehr lehnen in manchen Großstädten Einsätze in bestimmten Vierteln ab. Einsatzuntersuchungen haben belegt, daß die Hilfsfristen (Zeit bis zum Eintreffen am Schadensort) nicht von der Entfernung abhängen, sondern vom sozialen Status. Dies deckt sich mit internationalen Ergebnissen: Je ärmer, ungebildeter und mit einflußloser die Betroffenen sind, desto geringer werden die Chancen auf äußere Hilfe.

Wo die äußere Hilfe auf sich warten läßt, gewinnt Selbsthilfe an Bedeutung. Dies gilt überall, also auch im eigenen Lande. Die Menschen moderner Industriegesellschaften reduzieren ihr Selbsthilfvermögen auf spezifische Weise: Tendenzielle Überernährung und Bewegungsmangel mindern die körperliche Widerstandskraft, Komfort und hohe Verfügbarkeitsniveaus (alles ist jederzeit erhältlich) führen zu sinkender Verzichtstoleranz. Die Neigung schließlich, sich Unangenehmem, insbesondere Schmerz und Entbehrung (Nahrung, Schlaf), zu entziehen, bewirkt das Absinken von Durchhaltevermögen und Belastungsfähigkeit. Somit nimmt nicht nur die äußere Verwundbarkeit moderner Gesellschaften zu, wie sie sich aus vergrößerten Schadenspotentialen und zunehmend komplexeren Wirkungsgefügen ergibt, sondern auch die innere Verwundbarkeit gegenüber den Belastungen, die beim Eintritt von Schäden zu überstehen wären.

### Verhalten bei Katastrophen

Welches tatsächliche Verhalten ist also während und nach einer Katastrophe zu erwarten? Vielleicht ist es klüger, dazu vorab zu klären, was „Katastrophe“ ist. Fraglos leben wir in einer begünstigten Weltregion. Europa, speziell aber Deutschland, gehört nicht zu den regelmäßig von Katastrophen geschlagenen Gebieten. Wir kennen weder Hurrikane, noch Vulkanausbrüche, weder Monsune noch Tsunamis. Auch die wenigen Erdbeben, die gelegentlich den Rheingraben erschüttern, bleiben eher harmlos (so wie das Roermond-Beben am 13. 04. 1992), zumindest wenn man ihren Schaden bemißt. Schauen wir zurück, so ragen die Waldbrände der 70er Jahre, die Hamburger Sturmflut von 1962 und die Flußhochwasser 1993 und 1995 deutlich heraus. Die Sturmflut 1962 kostete mehr als 300 Menschen das Leben, die Waldbrände und Flußhochwasser verursachten Schäden in mehrstelliger Millionenhöhe. Aus Sicht vieler Definierender, insbesondere der Versicherer, markiert beides die Scheidelinie zwischen Unfall und Katastrophe. In diesem Sinne ereignen sich bei uns Katastrophen eher selten und, im Vergleich zu anderen Ländern und im Verhältnis zur kritischen Masse dessen, was passieren kann, auch relativ wenige Großschäden. Wir verdanken dies einem hohen Sicherheitsstandard, wie er im Zuge von Normung, Genehmigungs-, Aufsichts- und Kontrollverfahren im Laufe von Jahrzehnten seit Beginn der Industrialisierung durchgesetzt werden konnte. Ereignisse wie Seveso, Bhopal, Three Mile Island oder Enschede sind uns - nicht zuletzt deshalb und aufgrund einer noch immer hohen Bezugnahme auf den Nächsten - bislang erspart geblieben.

Gleichwohl erschütterten Ereignisse wie die Zugunglücke von Eschede (03.06.1998) und Brühl (06.02.2000) ein oftmals allzu blindes Vertrauen in die Technik und deren Kontrolle. Zugleich aber zeigte das Danach beider Unglücke bedeutsamere Unterschiede zu Katastrophe als sie mit Schadensausmaß und Zahl der Opfer markiert werden. Beide Ereignisse waren eng begrenzt; sie trafen weder die Region noch die Gesellschaft als Ganze. Das zu Hilfe, Rettung und Bergung herbei eilende institutionelle Potential war überreichlich verfügbar, so dass aus dem Vollen geschöpft werden konnte. Ein zentrales Charakteristikum von Katastrophe, nämlich der alles verschärfende Mangel, trat in unserem Lande bei noch keinem einzigen Ereignis zu tage. Von daher klingt manche nachträgliche Kritik befremdlich. Die Hilfsmaßnahmen in Eschede setzten bereits nach wenigen Minuten ein (Hüls 1999:7); der hauptamtliche Kräfteinsatz (von 43 Notärzten, 48 Rettungsassistenten, 8 Rettungs- und 5 Ambulanzhubschrauber und einem Sanitätsdienst von 423 Kräften) konnte



bereits nach 3 Stunden deutlich reduziert werden. Insgesamt halfen 1889 Einsatzkräfte 123 Überlebenden (Pohlemann 1999). Trotzdem erschien manchen Betroffenen und Medien die Hilfe nicht schnell und nicht gut genug. Im Vergleich mit anderen Ländern und den dort zu bewältigenden Dimensionen werden die Unterschiede kenntlich. Das letzte große Erdbeben in der Türkei (Izmit, Gölçük 1999) machte über 200.000 Menschen obdachlos und zerstörte 40.000 Gebäude. Bis Hilfe aufgrund der ebenfalls zerstörten Infrastruktur eintreffen konnte, vergingen Stunden, in vielen Fällen sogar Tage. Strom, Wasser, Entsorgung und Heizung waren für ein Gebiet annähernd der Größe des Saarlandes ausgefallen. Die Menschen mußten sich selbst helfen.

Dies ist weltweit die Regel, auch wenn die Katastrophenmythen das Gegenteil behaupten. Tatsächlich helfen sich überall auf der Welt die Betroffenen selbst. Ob bei Flugzeugabstürzen, Erdbeben, Bränden oder technisch-industriellen Katastrophen, immer organisieren die Betroffenen Hilfe noch vor dem Eintreffen jeder organisierten, institutionellen Hilfeleistung. Die Vorstellung, dass Betroffene ausschließlich hilflose Opfer seien, entbehrt jeder empirischen Grundlage. Selbst beim Absturz eines Airbus A-320 bei Sainte Odile in den Vogesen (20.08.1992), bei dem die Überlebenden zum Teil mit schweren Verletzungen mehr als 5 Stunden inmitten der Trümmer und zersplitterter Bäume ausharren mußten, bis Rettung eintraf, hatten die weniger verletzten Passagiere Feuer gemacht, Wunden versorgt und Notliegen gebaut. Dies ist nicht die Ausnahme von der Regel, sondern die Regel, von der es Ausnahmen gibt.

Natürlich stürzen sich die Medien auf die Ausnahmen. Es sind die berühmten „bad news“, die die Leser gruseln, die geliebte Vorurteile bedienen und dadurch die Auflagen und Einschaltquoten steigern. So erregte ein Fall „unterlassener Hilfeleistung“ die Öffentlichkeit, als ein Spaziergänger am 22.01. 1998 eine 12jährige im Dorfweiher im fränkischen Wilhermsdorf liegen sah und darüber den örtlichen Bauhof benachrichtigte, ohne überhaupt Sofort- oder Erste-Hilfe-Maßnahmen zu versuchen (KIELER NACHRICHTEN Nr. 24 vom 29.01.1998:32). Auch die Vergewaltigung eines 17jährigen Mädchens in einer Hamburger S-Bahn am „hellichten Tag“ (06.03.1997) befeuerte die öffentliche Debatte um die zunehmende „Kultur des Wegsehens“, wie es der Kriminologe Fritz Sack kommentierte (Kieler Nachrichten Nr. 84 vom 11.04.1997:6).

Sein Kollege Schwind machte daraus gar ein Buch mit dem reißerischen Titel: „Alle Gaffen - keiner hilft“. Schwind stützte sich dabei aber nicht auf aktuelle empirische oder eigene Forschungen, sondern ausschließlich auf Zeitungsartikel (vorwiegend Bild, BamS, Morgenpost u.ä.), also auf die von der Regel abweichenden „bad news“. Zudem warf er das Verhalten bei Unfällen und Katastrophen mit dem bei Gewalt- und Straftaten in einen Topf. Tatsächlich unterscheidet jedoch sich das Verhalten der Beteiligten elementar, je nachdem, ob es sich um einen (im Prinzip) absichtslosen Schaden eines Unfall- oder Katastrophengeschehens handelt, oder um ein absichtsvolles Schädigen einer Gewalt- oder Straftat. Der bedeutsamste Unterschied zeigt sich in der Bewegungsrichtung: Bei einem Unfall oder einer Katastrophen bewegen sich die Menschen mehrheitlich zum Ereignis hin (Ausnahmen sind bislang nur Ereignisse mit hohem Gefährdungspotential wie Chemie- oder Nuklearunfälle), bei Gewalt- und Straftaten vom Ereignis weg. Die Unkultur des Wegsehens resultiert nach allem was man bislang weiß aus einer Mischung aus Angst und Scham. Die Umstehenden wissen, was sie tun *sollten*, fürchten aber, selbst Opfer zu werden

oder Unannehmlichkeiten in Kauf nehmen zu müssen. Um sich somit ein Einmischen zu ersparen, wenden sie sich lieber ab.

## Die Kultur des Hinsehen

Genau umgekehrt liegen die Verhältnisse, wenn nicht zu befürchten ist, dass der Hinwendung Negatives, gar Schädigendes ausfließt. Die ungefährlichste Form solcher Hinwendung ist das Zuschauen: Sehen, ohne Handeln zu müssen. Darin steckt, mehr noch als der lerntheoretisch bedeutsame Zusammenhang von Sehen und Einsehen, der evolutionäre Selektionsvorteil vom ungefährdeten Dabeisein-Können. Dieter Claessens (1980) hat auf die soziale Bedeutung dieser Distanzierungschance hingewiesen: Man ist sehend dabei, aber doch auf sichere Distanz. Zugleich ermöglicht der innere Wechsel zwischen Sehen und Vorstellen, Wegsehen und Projizieren ein Probehandeln im gedanklichen Selbstversuch: „Was machte ich denn jetzt?“ Indem man Distanz ohne Ortsveränderung bewerkstelligen kann, läßt sich die Welt vom Leibe halten, ohne sie fliehen zu müssen. Darüber gewinnt man auch im wirklichen Chaos ordnungsbewahrende Souveränität. Das wechselvolle Hin- und Wegschauen bei Katastrophen ist dafür ein ideales Übungsfeld; auf ihm läßt sich die Zerbrechlichkeit fremder wie der eigenen Existenz erahnen und zugleich eine Vorstellung von Widerstandskraft entwickeln (vgl. Dombrowsky, 1989).

Ob alle Zuschauenden von diesem evolutionären Vorteil Gebrauch machen, oder mehrheitlich das bloße Gaffen nicht überwinden, hängt von ihrer Fähigkeit und ihrem Willen ab, die Distanz aufzugeben und vom Sehen zum Einsehen zu gelangen. Der Weg vom Zuschauen zum Mitfühlen und Mitleiden ist mit kulturellen Definitionen gepflastert. Die Vorstellung, daß "richtiges" Verhalten am Ort des Geschehens vor allem jene zupackende Hilfeleistung zu sein hat, wie organisierte Helfer sie anbieten, ist schlichtweg borniert. Auch hier zeigen die Untersuchungen von Unfällen und Katastrophen, daß zwischen dem, was Einsatzkräfte als Hilfe definieren und dem, was Betroffene als hilfreich empfunden haben, Welten liegen (vgl. Clausen & Dombrowsky, 1982). Was mag in Einsatzkräften vorgehen, die das hingebungsvolle Zuhören einer Hausfrau, Streicheln und Trösten, Beten oder gemeinsames Singen (wie in Zeebrügge) mit "Weiberkram" abtun? Was geht in Einsatzkräften vor, die eine Jugendgruppe als "störend" verjagen wollten, weil sie mit den Kindern der Betroffenen spielten und sie dadurch wunderbar beschäftigten? Und was schließlich ist von jenem Mann zu halten, dem angesichts eines schwer verletzten Kindes bei einem Verkehrsunfall Tränen in die Augen traten und der sich schluchzend neben das Kind auf die Straße setzte und seine Hand streichelte? In allen Fällen wurde aus einem Zusehen ein Ansehen, ein Blick in die Seele und ein Öffnen der eigenen. Der Blickkontakt stiftete Beziehung, transformierte das Dabei-Sein zum Nahsein.

So gesehen ist Zuschauen die Bedingung der Möglichkeit zum Nahkommen. Gerade weil Zuschauer dabeisein und das Geschehen miterleben wollen, ist bei ihnen die Chance zum Nahsein besonders groß. Wird diese Chance in der Katastrophe verwirklicht, offenbart sich ein euphorisierendes Moment: Die radikale Entblößung von kulturellen Schutzschichten, von Behausung, Kleidung, Wohlsein, Lebenskraft, wirft auf die letzte Bastion zurück, aufs Kreatürliche. In diesem Moment einander die Hand zu reichen, schließt einen Bund, verheißt Hoffnung, läßt das Humane und Demiurgische zugleich spüren und behauptet Leben gegen Tod, Kultur gegen Niedergang. (Das ist das "Adrenalin" der Helfer, vulgär formuliert.)

Man kann sich auch anders entscheiden. Es beim Hinsehen ohne Einsicht belassen, Stieren gar, ohne der Entblößung gewahr zu werden, oder schlimmer, auf Bloßstellung auszusein. Ein *solcher* Blick aufs Kreatürliche markiert das andere Extrem. Es ist das Überschreiten der Grenze zum Intimen, im Sinne eines Inneren, Verborgenen, auch Geheimen. Doch dorthin wird man nur gelassen, alles andere ist Vordringen, Eindringen, Zudringlichkeit, im schlimmsten Falle Vergewaltigung, Verletzung sozialer, psychischer, vielleicht auch körperlicher Unversehrtheit. Ein solches Zuschauen ist Täterschaft, Abweisung von Nähe, von Miterleben und Mitfühlen. Es ist, wiederum bis zum Extrem gedacht, Ablehnung des anderen, weit über Mißachtung hinaus, Negation, Bereitschaft zum sozialen Umbringen.

### Sehen und Einsehen, Fühlen und Mitfühlen

Gerade die zentrale Bedeutung des Zusammenhangs von Sehen und Einsehen, in der Anthropologie seit langem bekannt, wird zur Erklärung des Zuschauens bei Katastrophen schlicht übersehen. Schon Arnold Gehlen (1974:55) wies darauf hin, daß der Mensch bildbedürftig, ja bildersüchtig sei, weil Welt überhaupt nicht anders zu haben ist als über die Projektionen von Vorstellbarkeit. Was sich der Mensch nicht vorstellen kann, ist für ihn nicht real und wird nicht real. Vor allem aber gewinnt Welt nur soziale Bedeutung über den Abgleich mit den Bildern, die sich andere gemacht haben. So wie es zum räumlichen Sehen zweier Augen bedarf, so bedarf es zum sozialen Einsehen vieler, um die eigene Sicht der Dinge erst so ganz aus der Differenz zu anderen Sichtweisen gewinnen zu können.

Das ganze Aristotelische Theater läßt sich auf diese Weise interpretieren: Es projiziert Bilder von Möglichkeiten, von "richtigem" und "falschem", aber auch von "anderem" Leben, durch die sich die Zuschauer "reizen" lassen. Sie identifizieren sich, wehren sich, sie erschrecken, sie erschauern (auch darin steckt "schauen"), sie lachen und weinen. Alle Kulturen kennen kultische, religiöse, weltliche Schauspiele und Spektakel, durch die das Publikum sowohl mit Mores und Leges, aber auch mit "Abweichung" konfrontiert wird und auf die es in direkter (Applaus & Buh) wie innerer Zwiesprache reagieren kann. Lange vor Film und Fernsehen haben Theater und Schauspiel den Zuschauern in Spiegelbilder von Schicksalen schauen lassen und Modelle der Schicksalsgestaltung offeriert, um darüber das eigene Leben reflektieren und das eigene Handeln in Betracht ziehen zu lassen. So gesehen haben Menschen lange vor jedem Fernsehen im ganz ursprünglichen Sinne "gegafft", also mit vor Staunen offenen Mündern auf das gestarrt, was Niklas Luhmann "Kontingenz" nennt: Darauf, daß auch ganz anderes möglich und alles andere auch der Fall sein könnte.

Was eignet sich für die Repräsentation von Kontingenz besser, als die Katastrophe? Bei Millionen Urlaubsflügen repräsentiert "Birgenair" den Fall, den keiner wünscht, der aber gleichwohl möglich ist und jeden treffen könnte. Als anonyme Darsteller vergegenwärtigen die Opfer den Nichtbetroffenen, daß das Leben jederzeit eine andere Wendung nehmen kann. Wer die Beobachter beim Beobachten von Unfällen und Katastrophen beobachtet (statt sie ohne Beobachtung als perverse Gaffer zu denunzieren), der wird viele Anzeichen für diese ambivalenten Prozesse, für diese Wechselbäder aus Distanzierung und Engagement erkennen können. Wenn z.B. beim Fahrradunfall eines kleinen Jungen gesagt wird: "Oh Gott, oh Gott, ich darf gar nicht dran denken, - wenn das meiner wäre!", und wenn sich dabei die Fingernägel

in die Handflächen bohren, daß die Knöchel ganz weiß werden, dann spürt man, daß hier nicht gegafft wird, sondern sich ein Mensch mit einer Situation auseinandersetzt, die ihn zutiefst erschreckt, vor der er Angst hat und die er dennoch nicht verdrängt, sondern in die er sich, ganz wie im aristotelischen Theater, hineinversetzt, um sich ein eigenes Bild, eine Projektion, davon zu machen, wie man sich wohl verhielte, wenn es einen selbst träfe. Zugleich aber handelt es sich um ein Hineinversetzen, das die Kontrolle nicht verlieren will. So wie sich viele bei gruseligen oder blutrünstigen Szenen dem Sog durch distanzierende Beruhigungen entreißen ("... ist doch nur ein Film!"; "... ist doch nur Ketchup!") oder einfach die Augen schließen, so wird auch bei realen Dramen versucht, sich in Distanz zum Furchtbaren zu bringen. Sätze wie: "Das ist einfach nicht wahr!", "Das ist doch nicht möglich", oder "Das glaube ich einfach nicht!", werden von Opfern wie Zuschauern sehr häufig wiederholt.

Hier nun wird verständlich, warum sich Wirklichkeit und Film, genauer: Katastrophe und Katastrophendarstellungen, so ähneln und zugleich so fern sind. Die Darstellung bringt unsere elementaren Gefühle auch dann zum Schwingen, wenn das Dargestellte der Wirklichkeit überhaupt nicht entspricht. Die meisten Katastrophenfilme bedürfen auch gar keiner Katastrophe, um die großen Gefühle zu evozieren. Zumeist werden die Katastrophen nur als Katalysatoren benutzt, die die ohnehin vorhandenen Konflikte und Affekte zwischen den Handelnden nur beschleunigen oder verstärken. Wenige Katastrophenfilme verdienen den Namen. Der Film „Alive“ (deutsch: Überleben), USA 1992, Regie Frank Marshall (die wahre Geschichte eines Flugzeugabsturzes in den Anden im Oktober 1972, bei dem die Überlebenden über 90 Tage bis zur Rettung ausharren mußten) gehört zu dieser Kategorie. Dort ist die Katastrophe Grund und Bedingung allen Entscheidens und Handelns, die Konflikte und Affekte der Handelnden müssen ihr, um überleben zu können, nachgeordnet werden. Gute Katastrophenfilme ermöglichen genau diesen doppelten Distanzierungsprozeß hin zu einem doppelten Probehandeln, bei dem das Affektive unter Kontrolle und die harten Fakten des Situativen so rational wie möglich kalkuliert werden müssen. Die schlechten Bebilderungen von Unfall und Katastrophe wühlen dagegen nur auf, stimulieren das Affektive und überhöhen es mit allen Mitteln der Ästhetisierung. Die Katastrophe der Medien, ganz besonders des Kinos, ist opulent, Rausch der Farben und Klänge, überhöht durch Schnitte und Effekte, insbesondere der Zeitlupe und der Großaufnahme. Die wahren Dramen des Alltags riechen und schmecken ganz anders, sie sehen ganz anders aus und sie laufen ganz anders ab. Die Über-Ästhetik der Darstellungen anästhesiert das authentische Fühlen und erzeugt eine Seelenleere, die mit jedem Feuerwerk sehnsuchtsvoller zu Bewußtsein kommt. Der Wunsch bahnt sich nach vorn, einmal sehen zu wollen, wie es *wirklich* ist und mehr zu fühlen, als die Authentizität eines Kinossessels oder einer vom Lokalredakteur aufgeblähten dpa-Nachricht.

Doch Vorsicht! Es wäre naiv und ein neuerlicher Mythos, wollte man allen Zuschauern die Weihen reiner Authentizitäts- und Wahrheitssuche verleihen. Es geht auch um andere Motivationen, oftmals nur um die Teilhabe am Außergewöhnlichen, Nichtalltäglichen und oftgenug auch um ein Gefühl, das Michael Balint (1972) als "Angstlust", im Englischen präziser als "Thrill" beschrieben hat. Weder im Film noch in der Wirklichkeit ist das Furchtbare, Grauenhafte, Schreckliche und Abstoßende keineswegs ausschließlich furchtbar, grauenvoll, schrecklich und abstoßend. Der Blick in den Abgrund, die Fahrt mit der Achterbahn, der Bunjee-Sprung, der Lustschmerz im Studio-Setting - das alles schreckt und lockt zugleich. Auch von Medusa konnte man

den Blick nicht wenden, so sehr man sich anstrenge. Ja, je mehr man sich mühte, desto gebannt schaute man hin. Darum erstarren die Zuschauer - und starren. Wann schließlich sieht man, was sonst so gründlich aus dem Alltag verbannt wird? Tod, Blut, Schock, nackteste wie intimste Gefühle, Rückfall ins Kreatürliche und Wiedergewinnung von Distanz durch Behauptung von Kultur.

### Soziales Hinschauen und unsoziales Gaffen

Das Zuschauen im Kino *ist* die Dienstleistung, die wir mit dem Ticket erwerben: Gaffer sein und jedes Gefühl fühlen zu dürfen, ohne sozial werden zu müssen. Ob wir uns im Innersten mit dem Schurken oder dem Helden identifizieren, ob wir Ekel oder Lust empfinden, eine Gänsehaut bekommen oder hemmungslos heulen, so lange es niemand merkt, wird es nicht sozial und damit erklärungsbedürftig. Deshalb verbergen viele Männer ihre (Kino-)Tränen, müßten sie sie sonst als Abweichen von der sozialen Norm (Männer weinen nicht) oder ihrem sonstigen Habitus erklären. Beim Zuschauen in der Wirklichkeit haben wir keine Dienstleistung erworben, sondern stehen von Anbeginn in Erklärungszwang: Warum handeln wir angesichts sichtbaren Handlungsbedarfs trotzdem nicht? Unsere empirischen Forschungen zeigen, dass alle Zuschauenden diesem Erklärungszwang unterliegen. Sie mühen sich ausnahmslos um eine Erklärung, warum sie „nur“ schauen und nicht handeln. Die Ausreden mögen dabei noch so durchsichtig und fadenscheinig sein, allein dass sie beinahe krampfhaft gesucht werden, beweist, wie wirksam das Band sozialer Normierung noch ist, nach dem man nicht einfach nur gafft. Trotzdem gaffen immer mehr, ohne ein Handeln folgen zu lassen. Zu fragen wäre also, warum zunehmend mehr Zuschauer die Chance nicht erkennen, nicht wahrnehmen oder bewußt vermeiden, aus einem nachfühlenden Zuschauen ein mitfühlendes Hinschauen und sodann ein teilnehmendes Handeln werden zu lassen? Somit wäre auch zu fragen, was die Brutalität eines durch keine Geste verfriedlichten Draufschauens attraktiver macht, als eine Verfriedlichung des Blicks zur mitfühlenden Nähe und helfendes Handeln?

Zumindest bislang galt es als unmoralisch, bei Katastrophen zuzuschauen: Man weidet sich nicht am Leiden anderer. Den moralischen wie auch sozialen Imperativ vertritt dabei das Wort "Pietät". Wo das Leben seinen sozialen Umhüllungen enträt, unverhüllt und somit ungeschützt zum Vorschein kommt, soll, so die sozial korrekte Konvention, die Gegenseite in Verantwortung eintreten und aus Ehrfurcht, Achtung und Rücksichtnahme schützend den Blick von selbst verhüllen. Insofern ist der moralische Impetus wider das Gaffen zuvörderst ein sozialer Schutzmechanismus: Die durch Ungemach Entblößten werden nicht bloßgestellt, weil die Blöße ihre sozial Verhüllung findet.

Wenn nun bei Unfällen und Katastrophen das Zuschauen rapide zunimmt, Gaffen zum Freizeitvergnügen wird und Katastrophen-Sightseeing, bis hin zu kommerziell organisierten Angeboten, zu einer neuen Branche des Erlebnis-Tourismus avanciert (vgl. Opaschowski 1995), dann liegt in der Tat der Schluß nahe, daß die normative Bindekraft von "Pietät" schwindet und die soziale Übereinkunft zur wechselseitigen Verantwortung brüchig wird. Die vermehrt artikulierte Entrüstung über ein massives, teilweise als obszön und voyeuristisch bezeichnetes Gaffen weist auf diese Veränderung hin. Was aber hat sich verändert und was tritt zu tage?

## Gutmenschen und Schlechtmenschen

Glaubt man den Einsatzkräften der Polizei, den Helferinnen und Helfern der Rettungsdienste und des Katastrophenschutzes, so hat sich alles verändert. Sie sehen eine Verrohung der Sitten und den Verfall der Werte: Immer weniger Menschen wären bereit zu helfen, immer mehr schauten nur noch zu. Und immer häufiger gar überschritten Zuschauer ihre Rolle hin zu passiver, gelegentlich sogar aktiver Täterschaft. Fälle, in denen Neugierige die Zufahrtswege zuparken und behindernd im Wege stehen, ärgern die Einsatzkräfte nicht nur bei spektakulären Ereignissen. Selbst bei Bränden und Unfällen des Alltagsgeschäfts, sogar zwischen Mitternacht und Morgen, tummeln sich Sensationssüchtige, hängen sich Schaulustige wie Kletten an die Einsatzfahrzeuge. Nach Untersuchungen der Bundesanstalt für das Straßenwesen (BASt 1986; BASt 1990; BASt 1991) kommen auf jeden der 2,3 Millionen Verkehrsunfälle pro Jahr zwischen 16 und 26 Zuschauer, bei größeren Ereignissen strömen entsprechend mehr. Daß jedoch immer öfter in die Dramaturgie der Abläufe eingegriffen und dem Gang der Dinge "nachgeholfen" wird, kennzeichnet die neueste Qualität. So wurde in lawinengefährdeten Gebieten mit Schneebällen und Steinen geworfen, wurden während der Flußhochwässer an Rhein und Neckar 1993 an verschiedenen Stellen Sandsäcke herausgezogen und Spundwände gelockert, wurde am Kamm eines absturzgefährdeten Hanges bei Kröv an der Mosel durch Springen und Lostreten von Erdbrocken versucht, den Absturz auszulösen. (Am 23.05.1992 ist der Hang dann aus Sicherheitsgründen durch gezielte Sprengung zum Abrutsch gebracht worden.)

Den Untergang der "Herald of Free Enterprise" am 06. März 1987 in der Hafenausfahrt von Zeebrügge, bei dem 134 Menschen den Tode fanden, sollen in den darauf folgenden zwei Wochen mehr als 150.000 "Katastrophen-Touristen" besucht haben. Deutsche Busunternehmen boten Kaffeefahrten zum Unglücksort an. Der Tanklastwagen-Unfall in Herborn, der am 07. Juli 1987 sechs Häuser in Schutt und Asche legte, animierte allein in den ersten drei Wochen nach dem Unfall rund 100.000 Menschen zu einem Trümmerrundgang. An Wochenenden brachten, wie in und um Zeebrügge, die einströmenden "Katastrophen-Touristen" den Verkehr zum Zusammenbruch (vgl. Crainer 1993). In Köln, während des bereits erwähnten Rheinhochwassers zur Jahreswende 1993/94, pilgerten an den Wochenenden Zehntausende und an jedem Wochentage Tausende in Richtung Altstadt. Die Stelzenwege für die betroffenen Anwohner brachen an manchen Stellen unter der Last der Schaulustigen zusammen. Pfiffige Bootsbesitzer boten gegen Bares Rundfahrten durch's Katastrophengebiet an, in Koblenz verlor ein lokaler Sender Bootsfahrten und Schnorcheltouren für ganz Mutige.

Den Ordnungskräften sind Gaffer ein Ärgernis. Kölns damaliger Regierungspräsident Franz-Josef Antwerpes forderte nach den Rhein-Hochwässern schärfere Gesetze, um Neugierige verbannen oder vor Ort zur Hilfe zwangsverpflichten, oder, wenn alles nichts fruchtet, auch vorläufig aus dem Verkehr ziehen zu können. Unter Juristen ist jedoch umstritten, ob neue und schärfere Gesetze das Problem lösen können. In den Brandschutz-, Feuerwehr- und Katastrophenschutzgesetzen der Länder, aber auch im Ordnungsrecht, im Bereich "öffentliche Sicherheit und Ordnung", finde sich, so ihr Argument, schon heute ausreichend Handhabe, um Maßnahmen ergreifen und Bußgelder verhängen zu können. Bei dem schweren Busunglück bei Bad Dürkheim, Schwarzwald, im September 1992, bei dem die Bergung

der 20 Toten und 36 Schwerverletzten von Hunderten von Schaulustigen von einer nahegelegenen, öffentlich nicht zugänglichen Waldwiese aus verfolgt wurde, ist dies bereits hinlänglich demonstriert worden. Damals erhielten mehr als hundert Zuschauer einen Bußgeldbescheid wegen Verstoßes gegen die STVO bzw. gegen den Natur- und Umweltschutz (vgl. Maußhardt 1994).

Aus soziologischer Sicht läßt sich von neuen und schärferen Gesetzen allein keine Besserung erwarten. Gesetze formulieren die normative Programmatik, sie fixieren bestehende Kräfteverhältnisse, aber erst die Rechtspraxis bewirkt, ob die Fixierung das Gültige als Geltendes abbildet, oder ob die Praxis (wie z.B. im Bereich Abtreibung) den Spielraum eröffnet, in dem bestehende Geltung genasweist und neue Gültigkeit erstritten wird. Tatsächlich ist das Gültige, das "in Gebrauch Befindliche", nur phasenweise mit dem Geltenden, dem "in Kraft Befindlichen", identisch und synchron. Der Wandel des Gebrauchs entkoppelt von der Statik des Fixierten; Mores und Leges sind zweierlei und gelegentlich durch Kluften getrennt. Nur der tägliche Vollzug bzw. Nichtvollzug entscheidet darüber, ob Gesetze nicht nur gelten, sondern auch gültig sind und in Geltung bleiben. Gerade weil Geltung und Gültigkeit nicht zusammenfallen, sondern zur Deckung gebracht werden müssen, lassen sich Mores nicht delegieren, schon gar nicht spezialisierte Organe. So wie der Zahlungsverkehr einer Zahlungsmoral bedarf, bedarf auch das Gesetz eines Unrechtsbewußtseins und eines Gerechtigkeitsgefühls. Ohne ein solches moralisches, normatives Unterfutter verkommt die Rechtsprechung zur Verfahrenskunst und das Exekutivorgan zum Büttel: "legal, illegal, scheißegal...", wie es ein "Sponti-Spruch" formulierte.

### Gut von Amts wegen

Am lautesten beklagen die ehrenamtlichen, semi- und professionellen Helfer, dass die Hilfsbereitschaft bei den Bürgern zurück gehe. Forschungen zeigen, dass dies durchaus stimmt, aber auch, unter welchen Bedingungen es stimmt. Die sich beklagen, sind danach Teil des Problems. Dann nämlich geht Hilfe zurück, wenn andere bereits aktiv geworden sind oder ein Klima verbreiten, das durch negative Signale (z.B. Besserwisserei, Hektik, Anbrüllen, Dominanzverhalten etc.) demotiviert bzw. abschreckt (vgl. Latané/Darley 1970; Macaulay/Berkowitz 1970; Staub 1971; Wispé 1972). Dabei bewirken insbesondere die organisierten Helfer eine spezifische Form der Demotivierung. Sie weisen bei ihrem Eintreffen am Ereignisort ausdrücklich oder nonverbal darauf hin, daß man Platz zu machen habe und am besten weitergehen solle. Die "Profis", auch wenn es freiwillige und ehrenamtliche Helfer sind, "übernehmen" das Geschehen und lassen die spontan Helfenden nicht nur ihr Laientum deutlich spüren, sondern auch ihr Überflüssig-Sein. Die Logik bürge Ironie, wäre sie nicht so fatal: Durch ein überzogenes Präsenz- und Omnipotenzgehabe rekonstruiert professionelle Hilfe die gerade erst überwundene Differenz zwischen "Außerhalb/Unbeteiligt" und "Innerhalb/Beteiligt": Wer den Schritt vom Passierenden hin zum Helfenden gewagt und vollzogen hatte, wird durch den Verweis auf die nun verfügbare Professionalität massiv in die Passivität des "Außerhalb/Unbeteiligt" zurückbeordert. Geburt eines Zuschauers - und eines frustrierten zumal.

Der Verdrängungsprozeß folgt seiner inneren Logik. Professionelle Hilfe kann eine kompetente, umfassende Laienhilfe nicht gebrauchen. Die Notwendigkeit jedes Spezialistentums erweist sich immer auch über die Inkompetenz und damit Abhängigkeit der Laienschaft. Jede Fachsprache ist auch der Versuch, den Abstand

zumindest zu wahren, wenn nicht auszubauen und durch umlagernde Arkanisierungen weiter zu befestigen. Nichts schreckt den professionell Helfenden mehr als keine Hilflosigkeit (vgl. Clausen & Dombrowsky 1987). Dennoch ist die Verlaufsform dieser Logik nicht zwangsläufig: Auch wenn Arbeitsteilung ohne eine zunehmende Differenz zwischen Können und Nicht-Können nicht möglich ist, muß die innere Logik dieser Differenzierung nicht durch eine willentliche Verlaufsform begleitet werden, die die Kluft zwischen Experten und Laien auch menschlich vertieft. Die am Unfall- oder Katastrophenort eintreffende organisierte Hilfe muß nicht hilfsbereite oder noch zögernde Menschen vor den Kopf stoßen und wie Schmeißfliegen vertreiben wollen. Wenn es trotzdem in der überwiegenden Zahl der Fälle getan wird, wäre ein Blick auf die soziale Dynamik, die Passivität, Zuschauertum und schließlich Feindschaft gebiert, angeraten.

Einen ersten Hinweis auf die innere soziale Dynamik einer auf Feindschaft angelegten Ablehnung von Laien am Ereignisort lieferten die vor allem bei Feuerwehren immer beliebter gewordenen Videoaufnahmen von Einsätzen. Mit zunehmender Distanz erwiesen sich die Aufnahmen auch als beweiskräftige Dokumentation von Fehlern und Versagen. Durch Zeitlupe und Standbild konnte den Kameraden buchstäblich auf die Finger gesehen werden. So genau aber wollte man es, zumindest für Außenstehende, gar nicht sehen lassen. So sehr Einsatzkräfte Einsätze herbeisehnen, - schließlich ist nichts furchtbarer, als vergeblich bereit und umsonst ausgebildet zu sein -, so sehr auch fürchten jeden Einsatz von neuem, weil die Angst vor Fehlern, die letztlich Leben kosten können, enorm ist. In einer solchen Belastungssituation von Menschen umringt zu sein, die, wie das Auge der Videokamera, Unsicherheit, Angst und schließlich Fehler aufnehmen, schreckt besonders. Da dreht man doch lieber den Spieß um, beste Verteidigung durch schärfste Attacke, und rammt unangespitzt in den Boden: perverse Gaffer, Schädlinge, Widerlinge...

Zudem entsteht ein hochwillkommener Abfallnutzen: Je mehr Gaffer im Wege standen, desto weniger Wege waren einer erfolgreichen Hilfe zugänglich. Mühelos lassen sich Fehler auf fremden Konten buchen. Und anders als im Bankwesen wachsen hier die Zinsen ganz besonders, wenn Hilfe so böswillig verhindert wurde. Nach den Hochwässern überboten sich Politiker und Administratoren im Lob für eine Helferschaft, die wegen einer anbrandenden Gafferflut den Wasserfluten nicht allerorten ganz so heldenhaft trutzen konnte. So läßt sich von der Überlastung durch die Bewährungsproben des Einsatzes mit der List des Sündenbocks entlasten. Die aus vielerlei Gründen gern ins "Außerhalb/Unbeteiligte" zurückgedrängten "Auf-die-Finger-Gucker" werden durch die Verwandlung in Gaffer zum nützlichen Ventil, über das man Dampf ablassen kann. Sie darf man anschreien, sie sind letztlich schuld, wenn man zu spät kam oder vor Ort etwas nicht klappte. Sie haben behindert, verunsichert, nervös gemacht. Auf sie läßt sich jedes Versagen mit der Chance auf allgemeines Kopfnicken abwälzen. An ihnen kann man sich risikolos und scheinbar zu Recht auslassen.

Das Problem aber bleibt: Massenhafte Zuschauer, die durch ihre Existenz, auch durch ihr Handeln, die Vorstellungen von Mores und Leges zumindest bei Einsatz- und Ordnungskräften in Zweifel ziehen. Den Gaffern wird Mangel an Mores vorgeworfen: Kein abstandhaltender Anstand, keine Hilfsbereitschaft, keine Nächstenliebe, kurz: das Gegenteil von Prosozialität. Gründe zum Einschreiten, mithin. Wogegen aber schreitet die arbeitsteilig bestellte Exekutive ein? Läßt sich Prosozialität anordnen, Mores dekretieren?



## Pietät

Von Pietät aus gedacht, läßt die geäußerte Entrüstung auf einen sozialen und normativen Verlust schließen. Die Gaffenden treten nicht in ihre Verantwortung ein, sie beschützen die von einer Notlage Entblößten nicht, Ehrfurcht, Achtung und Rücksichtnahme vor dem Nächsten scheinen keine Rolle zu spielen. Im Gegenteil, indem die Blöße des Gegenüber der Grund des Hinsehens ist, wird Hinschauen zum probaten Mittel, um erblicken zu können, was ansonsten verborgen bleibt, verborgen wird oder Verbergung findet. Insofern ist ein Wandel festzustellen. Seine Richtung wird über die Zuspitzung der Zweck-Mittel-Relation deutlich: Wenn Hinschauen das Mittel ist, mit dem sich der Grund des Hinschauens erhalten läßt, dann wird aus der unbeabsichtigten und ungewollten Entblößung eine beabsichtigte und gewollte soziale Bloßstellung. Ob sich die Hinschauenden dessen bewußt sind oder nicht, in jedem Falle ist das Hinschauen bereits die Veränderung der sozialen Dynamik selbst, macht das Hinschauen die soziale Bloßstellung zum Zweck, weil umgekehrt das Wegschauen die reale Entblößung der Wahrnehmung entzöge und dadurch soziale Verhüllung bezweckte. So gesehen ist Hinschauen keineswegs nur Anschauen. Es ist vielmehr soziales Handeln im Weberschen Sinne (Weber 1972:1): ein auf das Verhalten anderer bezogenes, daran orientiertes aktives Tun, - im angesprochenen Falle willentliches Entblößen, Gegenteil von Schutz, folglich: Attacke.

Die Radikalisierung der sozialen Positionen tritt damit unverstellt zutage. Das Hinschauen stellt eine Entscheidung gegen das Wegschauen und, im sozialen Sinne, gegen das Beschützen des (in Not geratenen) Nächsten dar. Diese Verweigerung von Beistand erscheint desto verwerflicher, desto stärker die Betroffenen auch von der Fähigkeit zur Notwehr entblößt wurden. Vielleicht gelingt noch die Fesselung des fremden Blicks durch die Bannkraft festen Zurückblickens; im schlimmsten Falle aber kann die Blickattacke nicht mehr aus eigener Kraft bekämpft, nicht mehr abgewehrt werden. Was bleibt, ist das zu tun, was der Andere tun müßte: den Blick zu senken. Doch dieses Senken ist kein Schutz, sondern bedingungslose Kapitulation, ein Sich-Dreinschicken ins Unabwendbare, letzte Selbstabschließung beim Verzehrtwerden. An dieser Stelle wurzeln die starken Affekte gegen das Gaffen. Es ist ein feindseliges, die Würde raubendes, Schutz verweigerndes, bloßstellendes Entblößen und damit eine Kriegserklärung an Sozialität. Diese soziale Komponente von Schauen und Zuschauen findet in der öffentlichen Diskussion um Gaffer und Katastrophenzuschauer keine bewußte, wohl aber eine unbewußte Wahrnehmung: ihr fließen diffuse Aggression bis zum Haß aus.

Die Zuschauer bei Unfällen und Katastrophen mögen diese diffusen Affekte, vielleicht auch ein Unbehagen spüren, doch zielt ihr Tun, nach allem was man bislang weiß, nicht bewußt auf Entbößung und Feindschaft ab. Worauf es abzielt, ist jedoch ebenfalls unter all den Vorurteilen und Verteufelungen unbestimmt geblieben. Die Frage jedenfalls, was genau Zuschauer als Schaulustige, Neugierige und Katastrophen-Touristen zu den Orten des Geschehens treibt, wird gar nicht oder sehr leise gestellt. Aktuelle empirische Antworten fehlen, die statt dessen auf gebotenen Erklärungsansätze wurzeln überwiegend in psychologischer und physiologisch-medizinischer Theorie. Aus der Medizin wird die Skopophilie bemüht, die übersteigerte Gier nach optischen Reizen, aus der Psychologie der Voyeurismus; beide Begriffe deuten

in Richtung Pathologie. Wenn die Gier nicht mehr zu kontrollieren ist, denken Psychologen in Richtung Perversion, wenn sie um sich greift und zu einem Massenphänomen wird, sprechen Mediziner von Seuche. Im Alltag greift man diese Bilder gern auf. Schaulust verwandelt sich dann zur ansteckenden Perversion.

Sigmund Freud (1972) hatte in seiner Abhandlung über die sexuellen Abirrungen Voyeurismus als normal bezeichnet, sofern sich das lustvolle Schauen als Reizsteigerung verstehe, dem alsbald die Tat, die Erreichung des "normalen Sexualziels" folge. Dort aber, wo die Schaulust zum Selbstzweck, gar zum einzigen Sexualziel werde, müsse von Perversion gesprochen werden. Wohlgemerkt, Freud schrieb über das Sexuelle und die auf ein Sexualobjekt bezogene Schaulust. Die Abkehr vom Normalen, das Perverse also, ergibt sich für Freud nur dort, wo nicht mehr der Vollzug des Sexuellen mit einem Partner gesucht wird, sondern die Befriedigung der Schaulust, (in welcher Form auch immer), zum alleinigen Sexualziel wird.

Die Frage nun, warum Schaulustige bei Unfällen und Katastrophen "Voyeure" geheißen werden, läßt sich in dem von Freud betrachteten Zusammenhang menschlicher Sexualbindungen nicht beantworten. Mit seriösen Argumenten wird man wohl kaum belegen können, daß es sich hierbei um ein vom Partner abgelöstes Sexualziel oder um die Befriedigung einer sexuellen Begierde handelt. Was aber bleibt vom Voyeurismus, wenn seine sexuellen Motive fehlen? Schaulust als motivloser Selbstzweck, Gucken um des Guckens willen? Also doch nur eine übersteigerte Gier nach optischen Reizen, Skopophilie?

An der Figur des "Spanners" lassen sich Einsichten gewinnen. Seine Schaulust verletzt die Regel, doch sein Versuch, seine Schaulust aus dem Verborgenen zu befriedigen, bestärkt die Regel als solche (vgl. Durkheim 1961:156ff.). Die Anstrengung, nicht erwischt zu werden, ist Respektierung der Norm über die Furcht vor der Sanktion. Insofern stellt das heimliche, sich versteckende Gucken eine "Verfriedlichung" dar, wodurch die Schaulust in gewisser Weise "sozialverträglich" umhegt wird, (ohne das Spannen zu entschuldigen). Was aber wäre der Spanner, wenn er die Anstrengung des Verbergens aufgibt?

Ohne der Analogie Bogen überspannen zu wollen, ließe sich mit Robert K. Merton (1968) zumindest annehmen, daß die Aufgabe von Deckung entweder Konformität im Sinne einer Aufgabe der Neigung erfordert oder aber grundsätzlich veränderte Strategien der Befriedigungserlangung. Nach Merton wäre dann eine Transformation in "Ritualismus" möglich, z.B. als regelmäßiger Gang in die Peepshow (oder zur TV-Show "Peep!"). Dazu allerdings müßte Schaulust so unter Kontrolle gebracht werden, daß sie mit institutionalisierten Mitteln normkonform befriedigt werden kann. Auch "Rebellion", z.B. als Coming-Out und aktiver Kampf um das Recht auf Spannen wäre möglich, doch erforderte dies die Transformation einer relativ unterkomplexen Triebfigur in hochkomplexe Interaktivität bis in den öffentlichen und politischen Raum. Und schließlich wäre "Innovation" möglich, also die Entwicklung neuer, noch nicht institutionalisierter Mittel zur Befriedigung von Schaulust, mit dem Risiko, Normkonflikte auszulösen, die Institutionalisierung nicht zu erreichen und damit besondere Sanktionen als besonders perfider Spanner auszulösen.

Überträgt man den Mertonschen Ansatz auf das Zuschauen bei Katastrophen, so wird schnell offenkundig, warum die bisher als Chance beschriebene Möglichkeit zum Nahsein, zu Sozialität, gerade nicht als Chance wahrgenommen wird. Sie zu ergreifen bedeutete, sich ähnlicher Mühen unterziehen zu müssen, wie der "Span-

ner", der die Deckung verläßt. Ohne Deckung ist er gezwungen, situative "Deckungs"modi zu entwickeln, also die äußere Deckung (Gelände, Kleidung, Bebauung) durch soziale Formen zu substituieren. Die Alternativen Mertons zeigen, welche Verhaltenszumutungen (an Selbstkontrolle, Disziplin, Interaktion) dabei auszuhalten sind. Am aufwendigsten ist zweifelsohne die deckungslose Annäherung an das Objekt der Begierde. Ohne Deckung und ohne dessen vorab signalisiertes Einverständnis wird der Zugriff auf dessen Intimität unweigerlich vergewaltigend, oder, weit aufwendiger, zu einer Interaktion, die Einverständnis herbeiführt. In jedem Falle müßten ohne Deckung die Hürden der Zulassungsbedingungen zu eines anderen Intimbereich aktiv überwunden werden, statt sie aus der Deckung heraus parasitär zu vermeiden.

Im Prinzip stellt sich die Situation beim Zuschauen bei Katastrophen auf gleiche Weise. Wer wirklich vom Sehen zum Einsehen und vom Dabei-Sein zum Nahsein kommen möchte, der muß einer sozialevolutionären Tendenz entgegenwirken, die prinzipiell auf Ausschaltung des Anderen angelegt ist (vgl. Alsberg 1978; Claessens 1970). Die Fähigkeit zur Distanzierung, durch die der Flucht- oder Kampfaltemative des animalischen Erbes durch Wahl und dann durch Alternativen (Werkzeug, Waffe, Interaktion, Kooperation) ein kulturelles Ende bereitet werden konnte, führte entwicklungslogisch zu einer Kultur, in der die Alternativen, in Form kulturell erzeugter Artefakte, den anderen entbehrlich machten. Die Substitution von Nachkommenchaft durch Sozialversicherung illustriert das Argument. Ein Blick in den heimischen Reichtum industrialisierter, arbeitsteiliger Gesellschaften belegt, wie die Millionen Waschmaschinen die Sozialität des Waschtags am Dorfteich, die Millionen Heimwerkergewerke die Nachbarschaftshilfe und die Millionen PKW die gemeinsame Bewegung ganzer Dörfer zu Markt, Krimes oder Kirchweih überwunden haben. Es geht dabei nicht um Sozialromantik, sondern um die Dynamik von Wandel, jenseits seiner Bewertung. Wie man die Substitution von Beziehungen im Prozeß der Distanzierung attribuiert, steht hier nicht zur Debatte. Von Bedeutung ist jedoch die im Zuge der Substitution herbeigeführte Reduktion auf Funktionen. So wie der Washtag nur zu einem Bruchteil Wäschewaschen war, ansonsten aber Klatsch und Tratsch, Leges durch Mores, Lachen und Necken, Hackordnung und Zukunftsplanung, so ist die Waschmaschine all das nicht, sondern ausschließlich Wäschewaschen. Die Verfügbarkeit über isolierte Funktionen (ver?)führt dazu, das Außerfunktionale als Ballast zu empfinden, so daß der soziale Wandel sehr schnell auch mit einem Einstellungswandel korrespondiert: Heute empfände man einen dörflichen Washtag höchstwahrscheinlich als nervtötendes Geschwätz und bedrückende soziale Kontrolle.

Die Folgen sind klar; viele Rettungssanitäter bestätigen sie: Wer dem anderen, sei es auch professionell, in einer Situation größter Entblößung nahekommt und die Hand reicht, wird leicht als Mensch verschlungen und mit einem Schicksal konfrontiert, das, wenn man nicht aufpaßt, bis ins Privatleben durchschlägt und Besitz ergreift. Eine solche Nähe schreckt, sie ist nicht gewollt, vor allem nicht, wenn man nur im Spannungsbogen eigener Funktionalität zuschauen möchte. So rüde es klingt, das Problem ist der Andere - nicht im existentialistischen Sinne (*l'enfer c'est l'autre*), wohl aber im interaktiven: Da der andere auch seine Bilder von Welt im Kopf und im Herzen trägt, bedeutet ein Einlassen auf den anderen, die eigenen Bilder abgleichen und eine gemeinsam verträgliche Bilderwelt entwickeln zu müssen. Viel leichter ist es, jenseits von Abgleich und Konflikt nur die Bildbestände nach Bildbeständen (z.B. nach Moden) zu wechseln, am besten nur nach dem Leitbild von Funktionalität.

Verfügbarkeit spielt dabei eine große Rolle. Das Medium der leichtesten Verfügbarkeit ist das Fernsehen. Channel-Flippen oder "Zapping" ist die gebotene Methode: Gleichzeitigkeit trotz Sequenzialität, die Verbundbilder speisen Phantasie und Gedächtnis ein. In diesem Sinne gewinnt das Fernsehen die Rolle des zentralen Bildbestandes für die Bildbestände der Zuschauer. Aus diesem Grunde stimmt auch das Feindbild (vgl. Messer im Wasser, 1994) vom Fernsehen nicht, das im Kontext mit Gaffern und Katastrophentouristen bemüht wird: "Das Fernsehen ist verantwortlich dafür, daß Menschen heute schamloser gaffen als früher" (Kenneweg, zit. nach Stratmann 1994). Wahr ist vielmehr, daß das Fernsehen als Distanzierungsapparat par excellence, Scham als soziales Konstrukt gar nicht mehr benötigt, weil es ohne jede soziale Kontrolle, als Voraussetzung von Schämen, Blicke auf Dinge ermöglicht, die bei direktem Blickkontakt der sozialen Kontrolle unterlägen und auch die Chance auf Interaktion und Bedeckung einschlossen.

Dem Ausgabegerät "Fernseher" steht das Eingabegerät "Kamera" gegenüber. Auch sie ist ein Distanzierungsapparat, eine technische "Ausschaltung" (Alsberg) des Auges, in jedem Falle aber des sozialen Auges als das Tor zur Seele. Der Blick durchs Objektiv verändert die Wahrnehmung und mehr noch die Verhaltensweisen. Auf der Jagd nach lohnenden Motiven findet das Ereignis als solches weder Interesse noch Beachtung. Man kümmert sich um gute Aufnahmen und um die richtige Belichtung, nicht um die Schicksale, die man ablichten will. Motivjäger brauchen sich um Pietät und Moral nicht mehr zu kümmern; die Linse vor dem Auge fokussiert aufs Funktionale, nicht auf das Soziale.

Bis zum Verhalten vor Ort strukturieren sich die vormaligen sozialen Balancen um. Der Blick durchs Objektiv beansprucht Unverstelltheit des Motivs. Daraus werden "Sonderrechte" hergeleitet: Die gewöhnliche Höflichkeit, die kleinen Menschen die Chance einräumte, vorn stehen zu dürfen und die so eine Art Ordnung und ein Arrangement der Zuschauenden herstellte, wurde erst durch die professionellen Motivjäger und im Anschluß von den Amateuren zerstört: Das Objektivauge beansprucht die erste Reihe. Wenn aber die Kamerawesen alles dürfen, warum soll dann der kameralose Rest zurückstehen? Es dankt niemand und es belohnt niemand. So zerstört der Blick durchs Objektiv nicht nur die traditionelle Sozialordnung des Zuschauens, sondern auch den sozialen Weitwinkel des Auges und bricht Sehen zur Funktionalität technischen Aufzeichnens.

Die Verwandlung des Auges zum Objektiv, von Zuschauen zu Aufzeichnen, läßt die Differenz zwischen dem "vor" und "hinter" der Kamera verschwinden. Das, was zum Bild wird, nimmt der Aufnehmende schon als Bild wahr. Um "gute" Bilder zu bekommen, ist gleichgültig, was abgebildet wird, wichtig ist in letzter Konsequenz nur, *wie* es abgebildet wird. Bis hinunter zu den heimischen Diaabenden vom Urlaub läßt sich die Substitution von Inhalt durch Form verfolgen: "Ja, das ist unterbelichtet", "Oh, wie furchtbar, da stimmt aber der Bildausschnitt überhaupt nicht...".

Die Form wird zum Vehikel des Eindrucks, der erzeugt werden soll. Daß der Urlaub "super" war, die Feier "gigantisch", der Brand ein "Inferno". Mit den technisch verfügbaren Möglichkeiten wird das Bild bebildert, das man sich von der Welt macht oder das man über sie erzeugen möchte. Dies ist keineswegs neu, sondern nur die Fortführung des evolutionären Programms von Sehen und Vorstellen, Wahrnehmen, Imaginieren und Antizipieren. Neu ist jedoch, daß durch das Begleitprogramm der

Distanzierung vom Anderen und seiner Substitution durch technische Artefakte zunehmend die soziale Korrektur des interaktiven Abgleichs verschwindet und damit Entscheidbarkeit. Das große Palaver, in dem die Beteiligten ihre (Welt)Bilder gegeneinander antreten ließen und, wenn es gutging, in Einklang brachten und wenn es schiefging, erstürmten, ist dem Fernsehen und den Weltbildern per Internet gewichen. Was diese Bilder wem bedeuten, was sie abbilden oder vortäuschen, ist dem Betrachter nicht mehr einsehbar: Bilder ohne sozialen Kontext, ohne Bedeutung.

Von daher mögen Reportagen und Aufnahmen "gefälscht" sein, wie jüngst im Fall „Tom Kummer“, der für das Magazin der Süddeutschen Zeitung fälschte wie vor ihm schon Michael Born für Funk und Fernsehen, doch stellt dies nur noch im Sinne von Leges Fälschungen dar, im Sinne von Mores ist es bloße Erinnerungsspur an Zeiten, da Bilder noch abbildeten. Längst führt "Reality-TV" vor, daß Wirklichkeit Illusion ist und jene massenhaft an der Nase herum, die an Wirklichkeit noch glauben (vgl. Wegener, 1994). Weil authentisches Material fehlt oder nicht "echt" und "aufregend" genug ist, wird "aufgemotzt". Sendungen, die die "I Witness"- und "Action-News"-Bedürfnisse des Publikums befriedigen, verschneiden ihre Bilder wie Panscher ihre Weine. In den Hochzeiten 1993 wurde "Notruf" (RTL) von rund 5 Millionen Zuschauern gesehen. Das Sat 1-Pendant "Retter" schauten sich etwa 3,5 Millionen an. Beide zeigten Unfalleinsätze von Polizei, Feuerwehr und Notärzten, die mit nachgestellten Szenen den Ereignisablauf dramaturgisch ergänzten und in eine "Schicksalsstory" einbetteten (vgl. Kurbjuweit 1993). Amerikanisches, englisches und australisches Action-News-Material füllte die Sendungen auf, vor allem, weil heimische Sequenzen fehlen.

Natürlich wurde flugs versucht, die Schere zwischen steigender Nachfrage und fehlendem "authentischen" Bildmaterial durch technische Auf- und Nachrüstung zu verkleinern. Privatsender stellten Feuerwehren und anderen Hilfsorganisationen komplette Videoausstattungen zur Verfügung, um Einsatzbilder aus erster Hand zu bekommen (vgl. Kramper 1993). Umgekehrt boten auch Einsatzkräfte ihre Dienste an, vor allem, um als "Retter" wahrgenommen zu werden, weniger, um die Kasse aufzufüllen (vgl. Hansmann/Hellwig 1995). "Was nicht wahrgenommen wird", schreibt Christoph Türcke (1994:32), "ist ein Nichts, wer nicht wahrnimmt, ein Niemand. Im Bedürfnis nach Sensation steckt die Existenzangst einer ganzen Gesellschaft."

"To be somebody" gehört zu den Schlüsselsätzen des amerikanischen Traums. In Arthur Millers "Der Tod des Handlungsreisenden" (1949) wird er ebenso bemüht wie in soap operas. Kunst wie Kitsch reflektieren gleichermaßen, was Menschen am wenigsten sein wollen: Ein Niemand, ein Nichts, eine Null. Wahrnehmen und Wahrgenommenwerden sind damit, ganz im Sinne Türckes, Bedingungen der Wirklichkeit, oder genauer: ihres sie erst konstituierenden Wirkens. Wer wirksam ist, setzt Wirklichkeit. In einer medial vermittelten Realität wird folglich nur wirklich, wer in und über Medien wirksam = wahrgenommen wird. Das "Guinness Buch der Rekorde" belehrt am eindrücklichsten, daß Wahrgenommenwerden keine inhaltliche Qualität erfordert. Es zählt allein die Vermerkung eines Rekordes, die Frage nach dessen Sinnhaftigkeit ist selbst schon unsinnig (vgl. Seemann 1989).

Der Angst, nicht wahrgenommen zu werden und damit für andere nicht existent zu sein, entspricht der Druck, auffallen zu müssen, um Gestalt zu gewinnen. Wer medial präsent werden will, muß überdurchschnittlich auffallen, vielleicht gar um

jeden Preis: Im Gummi-Outfit bei Margarethe Schreinemakers, als Verbrechenopfer bei Eduard Zimmermann, als ausübender Sextourist in Asien (vgl. Schwerpunktberichte in Emma Mai/Juni 1993 und Stern 7/1996), als Gruftie beim öffentlichen Sadomaso in der Diskothek (Das Leben ist cool, 1996:74), als Vergewaltigte in der Talkshow, als Opfer oder Hinterbliebene von Unfällen, Katastrophen oder Gewalttaten (vgl. Schrep, 1996), schließlich live beim Selbstmord, Autounfall oder Töten (vgl. Gehrman & Kostede, 1993; Nordhausen & v. Billerbeck, 1993; Buch, 1995).

Man muß einiges tun, um wahrgenommen oder gar zum Täter werden zu können. Das weltweit nachgeahmte Vorbild für Reality-TV, die Bildschirm-Verbrecherjagd "Aktenzeichen XY ungelöst" von Eduard Zimmermann, ermöglicht seit nunmehr 25 Jahren den Schritt vom potentiellen Opfersein hin zum potentiellen Täter. Die latenten Ängste der Zuschauer, selbst Opfer von Straftaten werden zu können, finden durch derartige Sendungen (in den USA: "America's Most Wanted") die ideale Mischung aus Angstreiz, Identifikation mit Recht und Gesetz und dem Umschlag in massive Verfolgungswünsche (vgl. Graaf, 1992). Vor dem Bildschirm wird der Verlauf von Fahndungen nicht allein mit den Augen verfolgt, sondern ganz buchstäblich: Interaktives Fernsehen durch Mittun.

Kein Wunder, daß "America's Most Wanted"-Reporter alsbald mit Mobilkameras die Ermittler begleiteten, an Unfallbrennpunkten mit laufenden Kameras warteten und eine Armada von Hubschraubern in der Luft hatten, um den Zuschauern die Perspektive des Verfolgers bis durchs Zielfernrohr zu bieten. Die Grenze zur (Mit-)Täterschaft verschwimmt. Wo Zuschauer beim Blick durchs Zielfernrohr den Finger zum "finalen Rettungsschuß" krümmen und Sendungen mit einkopierten "Spiel"-Sequenzen den getroffenen Verbrecher umkippen lassen, ist Reality-TV längst die Wirklichkeit selbst.

Und ist es noch wichtig unterscheiden zu können, ob ein Film nach dem Leben gedreht oder das Leben gefilmt wird? Ein solches Verfließen kennt man schon seit der Verfilmung von Truman Capotes "Kaltblütig" (In Cold Blood, 1965). Die wirkliche Veränderung findet dort statt, wo die Kameras von den Hauptdarstellern weg- und zu sich selbst hinschwenken, die Stories in der Story entstehen, die Zuschauer zu Akteuren werden: "Ein Hubschrauber der Polizei suchte einen anderen mit tollkühnen Kameraleuten an Bord abzudrängen. Die Bilderjäger hofften auf den Blattschuß von oben" (Wollen Sie ein Blutbad?, 1994), die filmenden Kollegen unten auf einen Absturz beim Abschuß. Ein Polizist fühlte sich bei der gleichen Aktion, der Beendigung einer Geiselnahme im hessischen Driesdorf im November 1994, von Journalisten derart genötigt, daß er seine Waffe zog, - beinahe Blattschuß von unten, - in allen Fällen doppelter Genuß für die Zuschauer an ihren heimischen Bildschirmen und nochmaliger Genuß bei der medialen Nachbereitung der medialen Aufbereitung: Meta-Media in Multimedia.

Ilona Christen (RTL, 1995) demonstrierte Meta-Media "live": In ihrer Talk-Sendung "Gaffer und Schaulustige" ließen sich Studiogäste über Gaffer und Schaulustige (Bildmaterial vom Rheinhochwasser 1995) aus. Die Beobachter (vor den heimischen Bildschirmen) beobachteten die Beobachter (im Studio) beim Beobachten (der Flut in Köln) der Beobachter (den "Gaffern"). Gleichwohl blieben alle hinter den Möglichkeiten des "active meta-media" der Geiselnahme zurück. Dort hatten sich die Beobachter durch die Art des Beobachtens (Luftkampf der Hubschrauber; Kamera gegen Dienstpistole) abgeschafft und das zu Beobachtende zur Handlung gemacht.

Die Beobachter vor den heimischen Bildschirmen sahen also keine Beobachter beim Beobachten der Beobachter (Reporter, die Kollegen filmen), sondern Akteure bei der Herstellung von Wirklichkeit. Aus Beobachtern wurden Täter, aus dem zu Beobachtenden eine Inszenierung und aus Zuschauern Mitwirkende - als Zeugen.

Den ebenso logischen wie konsequenten Endpunkt des Übergangs vom Beobachtenden zum Mitwirkenden haben die Hochwasserkatastrophen 1995 hervorgebracht: In Köln und Koblenz entfernten Zuschauer Haltebolzen aus Spundwänden und Sandsäcke aus Schutzwällen, teils, weil sie "Andenken" besonderer Art ergattern, teils, weil sie bewußt einen Wasserübertritt herbeiführen wollten. In vielen Fällen war Alkohol im Spiel, eine "Mordsgaudi", Titanic-Stimmung mit einem auf nasse Füße begrenzten persönlichen Risiko und einem entsprechend beschränkten Horizont (vgl. Nasse Füße schrecken nicht, 1993). TV-Kameras haben das Forum geboten, man hat in die Kameras grimassiert, regelrecht posiert beim Auslösen einer Katastrophe, zumindest von Schäden, über die im Taumel des Wahrgenommenwerdens und "Vor-Millionen-Jemand-Sein" niemand nachdachte.

Was läßt sich schlussfolgern? Nichts Beruhigendes und nichts Versöhnliches. Im Prozeß der Distanzierung ist Zusehen der wichtigste Distanzierungsmechanismus. Mit ihm läßt sich Einsicht gewinnen und Welt auf Distanz halten. Doch mit fortschreitender Distanz zum Nächsten verlieren die gewonnenen Bilder ihren sozialen Kontext und ihren korrigierenden Abgleich. Ein so entbundenes Sehen wird zum selbständigen Instrument, das Freiheit der Anwendung gewährt. Es kann Einsicht vermitteln, Vorstellungen, Imagination und Erkennen, es kann aber auch Bebilderung bleiben, Draufsicht ohne Einsicht. Die modernen Medien, Bildmedien und Fernsehen, zunehmend auch weltweite Netze, als Avantgarde der sozialen Evolution, beschleunigen den Prozeß der Ausschaltung des Anderen. Die fortwährend schneller umgewälzte Bilderflut substituiert die Bilder der Anderen und damit die zumindest noch rudimentär angekoppelten Interaktionsreste. Die leichte Verfügbarkeit aller möglichen Bilder, letztlich die simultane Repräsentation von Welt, macht jeden Anderen zur Bürde. Gegenüber dem Zappen zwischen allen Möglichkeiten und der Komplexitätsreduktion eines "reset" oder Kanalwechsels ist jeder Andere ein Risiko, weil kontingent - ganz anders möglich als erwünscht. Die Medien unterstützen die einfache Komplexitätsreduktion: surf durch die Welt (per Netz, im Cyberspace, einschließlich Cybersex) und habe "Fun". Im weltweit beworbenen Amalgam aus Funktionalität und Hedonismus wird auch das Zuschauen bei Katastrophen und anderen Ereignissen zu einer Selektion nach Unterhaltungsgesichtspunkten. Läßt die Wirkung nach, bedarf es der Dosissteigerung, lockt der Rollenwechsel hin zur Täterschaft. Die menschliche Bildersucht (Gehlen) und ihre Verwertungsagenturen unterstützen den Wechsel. Je mehr "action" dabei herauskommt, desto besser für einen Kommerz, der vom Bilderhunger lebt. Dieses Perpetuum Mobile ist nicht zu stoppen, schon gar nicht durch die Mühen eines gegenseitigen Aufeinandereinlassens, wie es durch den Weg vom Dabeisein zum Nahsein eröffnet werden könnte. Um wieviel attraktiver mag da die von Marlboro propagierte Abenteuer-tour, diese Thrill-Achterbahn durch den Wilden-Erlebnis-Westen erscheinen, sozusagen als Vorbild für lebenslanges Zuschauen, das überall da kurz reinschaut, wo es etwas "Irres" zu erhaschen gibt, das sich aber mit den Kehrseiten nicht belasten möchte. So erscheint zukünftig ein Zuschauerverhalten als wahrscheinlicher, das einem "drive-by-peeping" ähnelt, denn einem Zuschauen, das seiner eigenen Dynamik inne wird, Distanzierung aufhebt und Sozialität rekonstruiert. In den USA ist man seit langem schon auf dem Weg in eine andere Richtung, doch holt man auch bei uns

schnell auf: Schon begleiten auch bei uns die Reality-TV-Teams die Täter auf ihren Verbrechenstouren und servieren uns die härtesten "Kicks" in Zeitlupe. „Big Brother“ (RTL 2), „Insel-Duell“ (Sat 1) und „Expedition Robinson“ verschmelzen Zuschauen und Mitleid. Wann wird aus dem drive-by-peeping der Gaffer das drive-by-shooting - der Täter?